Der Zwang zum Ruhm

Jeder Afghane muss jederzeit bereit sein, sich im Kampf zu bewähren, um sich, seine Familie und sein Eigentum zu schützen, aber auch um sich für seine Sippe gegen andere Sippen einzusetzen, ja sogar um die Belange seines Stammes zu verteidigen. Von dieser Grundhaltung kann er nicht abweichen. Sie ist seine Pflicht. Wenn er nicht bereit ist, sein Eigentum zu verteidigen, haben alle anderen das Recht, sich daran zu vergreifen. Wenn er seine Frauen und Töchter nicht schützt, sind diese Freiwild. Und wenn er sich vor dem Kampf drückt, kann sich weder die Sippe, noch der Clan noch der Stamm auf ihn verlassen. Dann ist er ein Nichts.

Frieden und Eintracht herrschen innerhalb einer Sippe oder eines Clans allenfalls punktuell. Viele Familien einer Sippe sind seit langem erbitterte Feinde und bemühen sich verbissen, einander zu schaden. Auf allen ethnischen Ebenen gibt es Spannungen und Konkurrenz. Permanent droht Gewalt. Insgesamt sind die Gruppen, für die ein Afghane echte Zuneigung empfindet, überschaubar. Der Rest der Menschheit sind Feinde oder zumindest Menschen, denen man nicht trauen darf.

Schaima hielt einige Jahre lang unser Büro sauber. Eines Tages bat sie um Urlaub.

„Ja, warum denn?"

„Ach, das ist eine traurige Geschichte. In meiner Heimat ist ein junges Mädchen erschossen worden. Feinde wollten ihren elfjährigen Bruder erschießen. Die Schwester stellte sich schützend vor den Bruder und wurde selber erschossen. Ich möchte zu den Trauerfeiern reisen."

„Gibt es denn bei Euch viele Taliban und Kämpfe zwischen Taliban und Regierungstruppen?"

„Ja, das haben wir auch. Aber das hier war eine private Angelegenheit zwischen Familien. Da gibt es drei Häuser. Wenn einer aus einem Haus tritt, muss er damit rechnen, dass er aus einem der anderen Häuser beschossen wird."

In der Provinz Logar fand eine Hochzeit statt. Mehr als tausend Gäste waren geladen, meist Verwandte aus der Sippe und dem Clan. Ein Richter, der in Kabul arbeitet, war mit seinen beiden Söhnen im eigenen Pkw angereist. Nach dem Fest traten sie die Rückfahrt an. Plötzlich versperrten ihnen drei bewaffnete, vermummte Männer den Weg. Der Richter und seine Söhne waren vorbereitet. Sie führten schussbereite Pistolen mit sich. Gleichzeitig

sprangen die drei Männer aus dem Auto, eröffneten das Feuer und erschossen die Vermummten. Einer der Söhne wurde leicht verletzt. Sie entfernten die Gesichtsmasken der Erschossenen. Es waren Verwandte, die mit ihnen auf der Hochzeit gefeiert hatten.

Innerhalb der Sippen und Clans gibt es Stammesälteste und andere Honoratioren, die vermitteln, damit Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Familien nicht zu zahlreich werden, denn natürlich schwächt jede interne Auseinandersetzung die Sippe, den Clan und den Stamm. Schlichter können den verfeindeten Parteien aber nur Vorschläge machen. Nur wenn beide Parteien zustimmen, ist die Schlichtung erfolgreich. Die Vorschläge der Schlichter entsprechen oft dem Scharia-Recht. Bei Paschtunenstämmen im Osten und Süden Afghanistans gibt es auch uralte Stammesgesetzte, die bei Schlichtungen zur Anwendung kommen. Das Schlichtungswesen verhindert oder vertagt das Blutvergießen. Sympathien zwischen den Gegnern schafft es nicht. Wenn eine Konfliktpartei allerdings nicht bereit ist, auf den Vorschlag eines Schlichters einzugehen, macht sie sich im Stamm unbeliebt. Auch tritt die Feindschaft von Familien, Sippen oder Clans etwas in den Hintergrund, wenn der Stamm eine Auseinandersetzung mit einem anderen Stamm hat.

Nachdem die Kommunisten 1992 kapituliert hatten, fielen die siegreichen Mudschaheddin in einem Bürgerkrieg übereinander her. Vor allem in Kabul ging es grausam zu. In vielen Provinzen waren die gleichen Mudschaheddin-Parteien wie in Kabul vertreten. Aber bei aller gegenseitigen Antipathie bemühten sie sich, es nicht zum Kampf kommen zu lassen. Zu dieser Zeit reiste ich mehrmals in die Provinz Wardak, wo unsere damalige Organisation ein Krankenhaus erbaute. Während eines meiner Aufenthalte ermordete dort ein junger Mann einen anderen. Opfer und Täter standen verschiedenen Parteien nahe. Aber den lokalen Parteiführern gelang es, den Burgfrieden zu wahren. Der Mörder wurde gefangen und der Obhut einer dritten Partei übergeben. Die Parteien sind eigentlich keine ethnischen Einheiten wie Sippen oder Clans. Man kann aber davon ausgehen, dass auf dem Land die Zugehörigkeit zu den Parteien der Zugehörigkeit zu bestimmten Familien und Sippen entsprach. Der Mörder wurde nach den Regeln des Scharia-Rechts behandelt. Die betroffenen Familien haben die Möglichkeit, sich zu einigen. Schlichter versuchen zu vermitteln. Die Familie des Mörders kann der Familie des Ermordeten ein sogenanntes Blutgeld zahlen. Sie kann der anderen Familie aber auch zwei Mädchen anbieten, die dann in die Familie des Ermordeten eingeheiratet werden. Lehnt die Familie des Ermordeten solche Kompensationen ab, wird der Mörder getötet. Das ganze Verfahren ist langwierig. Ich musste abreisen, bevor es abgeschlossen war. Hier verhinderte

der Einsatz der Parteiführer als Schlichter das Ausbrechen einer großen Auseinandersetzung zwischen den betroffenen Sippen und Parteien.

In der gleichen Gegend hatte sich etliche Jahre später ein Mann an einem Mädchen vergangen. Die Familie des Mädchens lockte den Mann in eine Falle. Es kam zu einer Auseinandersetzung. Der Vater des Mädchens wurde angeschossen. Der Mann wurde umgebracht. Gute Freunde des Getöteten erklärten mir, dass damit alles vollkommen korrekt erledigt sei. Vermittler des Stammes mussten nicht eingreifen. Als ich nach dem Vater fragte, sagte man mir, der sei in Kabul im Krankenhaus, wo man seine Wunde behandele. Für die staatliche Obrigkeit war der Fall also auch erledigt. Weiteres Blutvergießen war nicht zu erwarten.

Jeder einzelne muss also jederzeit Wehrhaftigkeit ausstrahlen. Er muss etwas angeben. Er muss aber auch immer wieder durch Taten zeigen, dass er sich etwas wagt. Wenn es zu einem kontroversen Wortwechsel kommt, darf nie der Eindruck entstehen, dass er klein beigibt. Und wenn es hart auf hart kommt, muss er kämpfen. Wenn man den Eindruck hat, dass ein Mann diesen Anforderungen gerecht wird, genießt er hohes Ansehen. Wenn er sich bereits in Kämpfen bewährt hat, ist er ein Held. Jeder strebt nach diesem Ruhm – zumindest offiziell. Ich habe Afghanen kennen gelernt, die ehrlich darüber sprachen, welche Ängste sie in Gefechten mit den Kommunisten ausgestanden hatten. Aber die Verherrlichung von Kampf und Ruhm stellt niemand in Frage.

Jeder Mann will zeigen, dass er ein Kämpfer ist. Männer benötigen Möglichkeiten, sich als Krieger zu profilieren. Auseinandersetzungen innerhalb des Stammes gibt es. Aber sie sind unerwünscht. Deshalb liefern sie nicht ausreichend Möglichkeiten, in denen sich Männer bewähren können. Man könnte beruflich zum Krieger werden, als Bodyguard eines reichen Mannes, als Söldner oder auch beim staatlichen Militär. Doch die damit verbundene Abhängigkeit und unkalkulierbare Fremdbestimmtheit gefällt Afghanen nicht.

Denken Sie an den Krieg der Mudschaheddin gegen die Kommunisten und die Sowjets oder an den Krieg der Taliban gegen die NATO und die afghanische Regierung! Solche Guerillakriege erfüllen in idealer Weise das Bedürfnis der Afghanen, sich als Krieger zu zeigen. Die afghanischen Guerillas kämpfen in ihrer näheren Heimat. Wenn es sein muss, können sie zwischendurch ihre Felder bestellen. Ihre Verwandten und Freunde erfahren von ihren Taten. Ein Guerilla-Krieg ist so attraktiv, dass seine Begründung – Verteidigung des Islam, Vertreibung von Eindringlingen – kaum nötig ist. Ein Guerilla-Krieg ist fast ein

Selbstläufer.

Die USA haben nach der Vertreibung der Taliban aus Afghanistan mit dem zunächst fast ausschließlich amerikanischen Truppenkontingent „Enduring Freedom" die afghanischen Pasch-tunen drangsaliert. Ihre Soldaten traten die Türen von Gehöften und Wohnhäusern ein, drangen in alle Gemächer vor, tasteten Frauen nach Waffen ab, erschossen Einwohner, wenn sie sich wehrten, bombten ganze Bauernhöfe weg, wenn sie meinten, dass sich dort ein Terrorist verborgen haben könnte. Eine sinnvolle militärische Zielsetzung war nicht zu erkennen. Es ging um Rache für die Anschläge vom 11. September 2001. Die Paschtunen waren nämlich die Träger der Talibanbewegung, und die Taliban hatten Osama bin Laden, dem Organisator der Anschläge, Unterschlupf gewährt und ihn nicht an die USA ausgeliefert.

Dieses plumpe „die Sau rauslassen", das die damalige US-Regierung unter Bush jr. für richtig hielt, war eine bodenlose Dummheit. Die Menschen wehrten sich und die eigentlich schon besiegte Talibanbewegung wurde wiederbelebt.

Schon die Engländer in Indien nutzten das Bedürfnis der Afghanen nach kriegerischer Selbstbestätigung. Sie sandten Agenten aus, die die latent vorhandenen Reibereien der verschiedenen Stämme diesseits und jenseits der

Grenze zu Afghanistan verstärkten und auch dafür sorgten, dass den Kampfeswilligen die Waffen nicht ausgingen. So waren die Bewohner der Grenzregionen Afghanistans mit internen Auseinandersetzungen beschäftigt und kamen nicht auf die Idee, sich gemeinsam gegen das britische Indien zu wenden.

Pakistan, erbte die Grenze zwischen Britisch Indien und Afghanistan. Pakistan hielt es für klug, die Afghanistanpolitik der Briten in großem Stil fortzusetzen, denn die genannte Grenze, die das Volk der Paschtunen zwischen beiden Ländern teilt, war immer umstritten und wurde von Afghanistan nicht anerkannt. Um nicht von Afghanistan bedroht zu werden, möchte Pakistan eine von ihm abhängige Regierung in Afghanistan installieren. Solange das nicht möglich ist, versucht Pakistan Afghanistan nach Art der Briten durch interne Kämpfe schwach zu halten. Wie einst die Briten sorgen die Pakistaner für die Waffen und die sonstige materielle Versorgung der Kämpfer gegen die afghanische Regierung und die ausländischen Soldaten, die diese Regierung unterstützen. Solche Kämpfer sind derzeit vor allem die Taliban. Aber auch diejenigen, die sich als Soldaten des Islamischen Staates bezeichnen, werden von Pakistan gesteuert.

Die Mittel dafür sind vorhanden. Pakistan besitzt die Atombombe. Es besteht die Gefahr, dass die Bombe in die Hände radikaler Islamisten fällt. Die USA

glauben dem vorzubeugen, indem sie Pakistan und insbesondere sein Militär mit gewaltigen Geldbeträgen kooperativ stimmen. Diese Schutzgeldbeziehung wird als „strategische Partnerschaft" bezeichnet. Die USA bezahlen also auf der einen Seite ihre eigenen Soldaten, die in Afghanistan die Taliban und den Islamischen Staat bekämpfen, und auf der anderen Seite finanzieren sie über Pakistan auch diese radikalen Islamisten. Man sollte ergänzen, dass es in Afghanistan nicht nur Taliban gibt, die von Pakistan unterstützt werden, sondern auch iranische Taliban. Ja, selbst die USA unterhalten von ihnen abhängige Taliban-Kontingente. Aber der Aufwand von Pakistan für seine Taliban ist der bei weitem bedeutendste. Alle diese Paten der Taliban könnten mit ihrem Geld nichts ausrichten, wenn sie damit nicht auf die große Bereitschaft vieler Afghanen stießen, sich als Krieger zu profilieren.

Ein afghanischer Freund fasste das in einem kurzen Satz zusammen: „Sie wollen kämpfen." Er erläuterte, dass er damit nicht nur das Bestreben der Männer meinte, als tolle Kämpfer zu gelten, sondern auch den Wunsch dieser Kämpfer nach Bezahlung und Ausrüstung und insbesondere die Gier ihrer Drahtzieher und Kommandanten nach satten Zuwendungen.